

zuviel Vertrauen in vorgeblich intuitive Erkenntnisvermögen (Stichwort: „Ideen-Schau“) gelegt habe.

Die ein- und umsichtig gegliederte Arbeit zeichnet sich sowohl durch eine souveräne Kenntnis der Sch.schen und K.schen Schriften (sowie der einschlägigen Sekundärliteratur) als auch durch ein tief in die Thematik „Subjektivität“ eindringendes, problembewußtes und problemklärendes Denken aus. Beiden Aspekten konnte diese Rez. auch nicht annähernd gerecht werden. Dabei beeindruckt vor allem die gleichmäßig hohe Konzentration und Gestaltungskraft, mit welcher das schwierige Thema „Die Philosophie des Geistes und ihre Begründung bei Kant und Schopenhauer“ (auch so hätte der Titel lauten können) angegangen und inhaltlich vor dem Leser ausgebreitet, analysiert, strukturiert, kommentiert und evaluiert wird. Auch wer – wie Rez. – mit letzterem (der Evaluation), wie deutlich geworden sein wird, nicht immer übereinstimmt, wird aus allem anderen mit größter Wahrscheinlichkeit an historischem und systematischem Verständnis hinzugewinnen. Vorzüglich sind auch die Anmerkungen. Ohne unnötige Abschweifungen nennen sie gewöhnlich – nicht selten präzise Stellung beziehend – wohl-ausgewählte, wichtige Sekundärliteratur. Sachlich einwandfrei (wenn auch den Lesefluß manchmal störend) ist es, daß die „primären“ Belegstellen aus den Schriften K.s und Sch.s in Klammern unmittelbar in den Text hineingezogen wurden. Das sprachliche Niveau ist (davon unbeschadet) gleichbleibend hoch und der Wunsch nach Klarheit durchwegs nicht nur spürbar, sondern erfreulicherweise auch eingelöst. S. BONK

PEIRCE'S DOCTRINE OF SIGNS: THEORY, APPLICATIONS AND CONNECTIONS (Approaches to Semiotics 123). Eds. Vincent M. Colapietro & Thomas M. Olshewsky. Berlin-New York: de Gruyter 1996. X/463 S.

Sinnvoll kann die Rezension einer solch kapitalen Veröffentlichung wohl hauptsächlich als Überblicksorientierung sein. Handelt es sich doch um den bisher wichtigsten (‚Sesquicentennial‘) Peirce-Kongreß (1989 in Harvard). Hier werden alle wichtigen Papiere der wichtigsten Peirceforscher zur Zeichentheorie geboten. Welche Themen werden derzeit neu aufgeworfen, und wie ist die Tendenz, sie zu behandeln? In diesem Sinne ist vorliegender Band fürwahr Zeugnis für eine gewisse Neuaufwertung einer immensen Thematik. Der Herausgeber Colapietro, bis vor kurzem Professor an der Fordham University, ist zudem überzeugt, daß wir erst an einem Anfang der seriösen Erforschung des enormen Peirce-Corpus stehen. Der riesige unveröffentlichte Nachlaß brauche nicht nur einen gehörigen Fortschritt der kritischen Herausgabe der Writings (die ist derzeit wieder gefährdet), sondern auch künftige Generationen von Semiotikern, die erst einmal die Peircesche Gedankenfülle kreativ verarbeiten.

Zeichen bei Peirce sind nicht „nur Zeichen“, als ob das Eigentliche anderenorts stattfände. Zeichen sind in mehrerlei Hinsicht allumfassend und normativ. Nicht nur ist in der Klassifikation der Wissenschaften die Semiotik an einem der obersten Knotenpunkte angesiedelt – da wird sie dann, im engeren Sinn Semiotik genannt, mit der Logik in der Peirceschen Umgrenzung gleichgesetzt. Zeichen sind aber auch Richtschnur des wissenschaftlichen Erkenntnisprozesses selbst. Die konkrete Erkenntnis findet hier immer im Rahmen der habits und Vorurteile des Gemeinnsinn statt. Den Zeichen kommt hier die Funktion zu, daß sie auf unterschiedlichen Allgemeinheitsebenen (angefangen von entdeckenden, deskriptiven ‚coenoscopischen‘ bis hin zu grundlagenbezogenen ‚idioscopischen‘ Wissenschaften) die notwendige Vorurteilhaftigkeit kritisieren kann. Man greift daher nicht zu kurz, wenn den Zeichen in einer antitranszendentalen Philosophie wie der Peirces dieselbe Funktion zukommt, wie den Kritikern Kants (wobei bei Peirce nicht einmal eine sinnvolle Trennung der drei Urteilsarten möglich ist, weil sie im einen Zeichen vereint sind). In diesem Zusammenhang handelt es sich dann um Semiotik im weiteren Sinn (was aber nach Peirce konsequent ist und keine unzulässige metaphorische Ausweitung von Logik), normativ für den „self-controlled inquirer“ [11].

Colapietros Anliegen ist die Verortung der Zeichentheorie in konkret gemeinsinniger Erkenntnis. So kann er auch die Allumfassendheit der Zeichenprozesse als unendlichen Kommunikationsvorgang begreifen (worn er Apels Peirceinterpretation nahe kommt). Zeichenseitig setzt dies Unbestimmtheit voraus. Deren gibt es lt 5.505 zwei Arten, Vag-

heit und Allgemeinheit. Jedes allgemeinsprachliche Zeichen muß irgendwo unpräzise sein; als vages braucht es weitere Zeichen, bis es bestimmt ist, als allgemeines kann es der Interpret selber endgültig beliebig bestimmen (cf. Colapietro [12] und Merrell [33]). Den letzten Aspekt greift besonders *Hugh Joswick* [93–102] auf, der die notwendige Verbindung der Semiotik zum Pragmatizismus fruchtbar macht. – Von besonderem Interesse, nach Auskunft des derzeitigen Forschungsstandes in Sachen Peircescher Zeichenlehre, sind die ‚heiklen‘ Gebiete der Erkenntnis, vor allem auch Ästhetik. – Zuerst wird die grundsätzliche Bedeutung und die Neuheit in Peirces Ansatz untersucht. *R. G. Meyers* („The philosophic significance of Peirce’s theory of signs“) stellt Peirce dar als triadische Fortschreibung mittelalterlicher Zeichentheorien bis Locke einschließlich. Interessant bei Meyers ist, daß in Konsequenz zur radikalen Triadizität (Zeichen steht für etwas zu etwas [Interpretierendem, purpose]) Zeichen und Denken unbestimmt sind. Gegen seine Auffassung, daß die Bestimmtheit eines Zeichens nicht logisch, sondern als ‚glaubt gewohnheitsmäßig daß‘ psychologisch-weiß habit-ist, wäre vielleicht einzuwenden, daß sie die Realität der Possibilität in Peirce nicht in Blick nimmt. Das „basic mystery of reference“, „aboutness of signs themselves“ [29], kommt leichter in den Blick, wenn die Welt als reale reine Möglichkeit schon als ‚vast representamen‘ gedacht werden kann. – *John Deely*, bekannt als Übersetzer des semiotischen Traktats von Jean Poinso, stellt die Bedeutung der Semiose heraus als Handlung der Zeichenrelationierung. Bisher üblich war in der Auffassung von Zeichen, sie als Kausalverbindung zwischen Sein und Zeichen zu denken [45 ff.]. Dies gibt ihm die Voraussetzung, Semiose auszuweiten in ihrer Bedeutung als Teilnahme an der Semiose der Natur selbst. Peirce selbst hat diese semiotische Naturphilosophie vierzig Jahre lang verfolgt (nach Ausweis von 6.322 1909). Angefangen hatte dies mit der rätselhaften Aussage „man is a sign“ (5.314 1868) [47 ff.]. Zeichenhandlung ist aber nicht alles, sie braucht ihre Ergänzung in der virtuellen Semiose. – In der unmittelbaren Nachbarschaft dieser Thematik liegt auch der Beitrag *Guy Debrieks*, der versucht, ansatzweise eine dritte Metapher der Metaphysik (neben Substanz und Faktum) im Primat des Ereignisses sichtbar zu machen (nach dem Vorbild Whiteheads). Zeichen helfen ihm dabei, wenn sie als Ereignisse verstanden werden. „A difference that makes a difference“ (G. Batesons bekanntes dictum) wird hier im Sinne des Verbs als das Ereignishafte des Zeichens interpretiert (dies wäre dann auch die neue Bedeutung des Begriffs Information, die sich damit der Luhmann-systemtheoretischen angleicht). – Der interessante Beitrag *H. Papes*, gestützt auf ein instruktives Peirce-Manuskript (MS 318 1907), widmet sich dem Problem, wie Zeichen (nur im Plural!) Objekte des Realen („independent of what any number of observers might think ... about it“ MS 318, 41) ausdrücken können. Zunächst drückt das Zeichen für sich selbst genommen nicht das Objekt des Zeichens aus (MS 318, 34). Pape stellt dar, wie Peirce sich die direkte und kollaterale Observation desselben Objekts in mindestens zwei Zeichen als Prozedur der Objektidentifizierung denkt. Besonders interessant ist seine Analyse des realistischen und teleologischen Objektbegriffs als Handlung in Peirce. Im Gegensatz zu S. Toulmins Rationalitätskriterium eines gesellschaftlichen „enterprise“, ist die aus der teleologischen Objektdefinition abgeleitete Wissenschaftsklassifizierung eine soziale Praxis, die in Erkenntnisarten begründet ist (und die sich in den zeichenklassen-spezifischen Objekteinbindungen ausdrückt). – Ein weiterer Beitrag beschäftigt sich mit dem mysteriösen „ground“, einem oft falsch verstandenen Begriff der Peirceschen Zeichenlehre noch aus der Zeit der *New List of Categories*, der später als 1867 fast nicht mehr (mit zwei Ausnahmen) vorkommt. Colapietro möchte ihn durch die Relation des Zeichens zum Objekt, also das Zeichen bezogen auf etwas anderes als es selbst, ersetzen, die reflektiert und nuanciert wird in der Zeichenklasse der Ikon, Index und Symbol. Leider werden die interessantesten Fragen ausgespart. „What are all of the functions symbols, when allied to these seven kinds of signs [...], are capable of performing?“ [133] In Bezug auf MS 290 (63) kommt die Rede auf die Funktionen des Symbols in Assoziation mit sieben anderen Zeichenarten. Zeichen beziehen sich auf anderes als sie selbst in wenigstens acht Weisen, von denen die ikonische, indikative (indexikalische) außer der symbolischen die bekanntesten (Colapietro faßt die beiden letzten zusammen als ‚perspektivischen Realismus‘) sind. Was aber ist diese Funktion an sich? würde man gerne wissen. Insgesamt gibt es drei z. T. sich widersprechende Ausführun-

gen zum ‚ground‘. Pape ging es wie Colapietro, aber mit anderem Ergebnis, um die Erfassung (Expression) des anderen im Zeichen, Anne Freadman hingegen gelingt es einigermaßen überzeugend, den „ground“ mit der ganzen ersten Trichotomie der zweiten Zeichenklassifizierung zu ersetzen. Wenn das richtig ist, dann widerspricht dies der Analyse Colapietros, für den er die zweite Trichotomie ersetzen würde. Für Freadman geht es aber gar nicht um den Objektbezug, sondern um die materiellen Qualitäten des für sich selbst genommenen Zeichens. Der Theorieumbuch ist sozusagen live mitzuverfolgen in den verschiedenen Versionen des Syllabus (der Lowell Lectures, gleichzeitig zu den Harvard Lectures on Pragmatism 1903, die die Zweite Klassifizierung enthalten). Freadman führt ihn auf die Entdeckung der Mathematik als Grundlagentheorie und auf die Bewunderung für die Valenzidee des chemischen Periodensystems zurück. Leider wird die dritte Klassifizierung von Zeichen in den Briefen an Lady Welby nicht mitreflektiert. Diese ist zwar ähnlich der Zweiten, aber in einigen konkreten Aspekten der Klassifizierung nicht nur terminologisch verschieden.

Schefflers Beitrag hat allem Anschein nach mit Peirce überhaupt nichts zu tun, versucht er doch das Wesen des Ritus zu erfassen mit Cassirer und Susan Langer. Fitzgerald versucht das Symbol, und Elgin Index und Icon zu erklären. Im Lichte Freadmans leiden aber beide Beiträge darunter, daß ununterschiedlich aus allen Zeichenklassifizierungen „Altes und Neues hervorgeholt“ wird. Elgin nimmt aus der Metapherntheorie Goodmans den Exemplifikationsbegriff, Instantiation und sekundäre Extension, um die Eigenständigkeit beider Klassen vor dem Symbol (als Konvention aufgefaßt) zu bewahren (wobei sie eben nicht genügend berücksichtigt die Abstraktions-, bzw., nach der zweiten Zeichenklassifizierung, die Degenerationsleistung der erst- und zweitheitlichen Zeichen. Elgin [184]): „If her portrait is an icon of the queen, it refers to the queen by exemplifying features it shares with her“, resymbolisiert die Icons. Die Pointe wäre doch gerade gewesen, daß ikonische Objektverweise gar nicht (exemplarische) Fälle sind, weil sie sich ‚weigern‘, den „appeal“ an ein Allgemeineres (oder an Existenz) herzustellen. Als Icon im strengen Sinn wäre das Königinporträt gar nicht repräsentativ, sondern es würde sich auf sein Objekt beziehen etwa wie eine Fehlfarbenphotographie oder pop-art sich auf das andere-ihrer-selbst beziehen. Dies *kann* möglicherweise kongenial einer Aussageabsicht sein (reine Bildgröße, Rahmen, Höhe der Aufhängung in Relation zur Augenhöhe des Betrachters: bei ‚hoheitlichen‘ Bildern). Aber auch ohne diese Aussageabsicht wirkt dieses Zeichen ikonisch. Nicht umsonst finden wir in der zweiten Zeichenklassifizierung Icons nur in Kombinationen, die bis maximal zur Rhematischen Drittheit gehen, also weder etwas bezeichnen noch eine allgemeine Idee ausdrücken können (solange sie ikonisch bleiben!). Unfreiwillig liefert Elgin ein schlagendes Beispiel [186 f.]: Klassische Porträts des Kirchenvaters Hieronymus unternehmen große Anstrengungen, mittels Emblemen, ikonographischen Konventionen, ja Legenden, Aureolen etc. ihre Bildhaftigkeit zu entikonisieren. – Von beträchtlicher ästhetischer Relevanz ist Hausmanns Metapherntheorie [193–203]. Ausgangspunkt ist Max Blacks klassische Metapherntheorie. In Anlehnung an die drei Merkmale (zwei getrennte linguistische Einheiten verbindender Ausdruck, Termini interagieren so, daß sie im anderen unterscheidend wirken, Ergebnis ist neue Sinnschöpfung) versucht Hausmann bei Peirce, vor allem im ‚Syllabus‘ 1902, die metaphorische Funktionsweise zu rekonstruieren. Der Syllabus erweist sich so wieder als zentrale Quelle für speziell das Verständnis von Ikonizität in der Zeichentheorie Peirces: Mehrere Studien in diesem Band nehmen ganz zentral Bezug auf vor allem 2.274 ff. (Leider muß man auch hinzufügen, daß der Syllabus einer jener Teile ist, den die Collected Papers am entstellendsten zerstückelt exzerpiert haben.) Zunächst muß auffallen, daß in diese Blacksche Peirce-Interpretation wieder semantische Einheiten einziehen, wohingegen bei Peirce selbst Einheiten eine den Relationen untergeordnete Rolle spielen. Damit erübrigt sich schon einmal grundsätzlich die Frage nach bildlicher Metaphorik, die wie einige andere Zeichen (Musik, z. B., s. die Abhandlung Howards [315–325]) keine linguistisch-semantischen Einheiten vorzuweisen hat. Man könnte nun entgegnen, daß man dies ja nicht im strikten Sinne verstehen müsse, könne doch das metaphorische Zeichen als Einheit auswählen, was es beliebt. Aber dagegen spricht vor allem, wie Hausmann sich den dritten Punkt, die Sinnschöpfung, vorstellt, die sich interaktiv (dies ist seine besondere Pointe) aus „implication-complexes“ ergibt.

Metaphern funktionieren also nur noch in notwendigerweise als Konvention aufgefaßten Symbolen, und sind hier die höchste Form der Hypoikone (hypo = unter dem Regime des Symbols). – Man wird Hausmann konzedieren müssen, daß Metaphern üblicherweise sprachliche Gebilde bezeichnen. Ihr Ursprungsort in Rhetorik und Lyrik sollte allerdings nicht zu linguistischer Behandlung zwingen. Schließlich geht es der Semiotik ja schon immer um viel allgemeinere Zeichenprozesse an sich. Man kann sich also zu Recht fragen, ob als Zeichenprozeß Metaphorik weiter gefaßt werden kann, sie also eine Art des weltkonstituierenden Erkennens darstellt. Wenn die relationale Funktionsweise dieses Prozesses einmal verstanden wird, kann man sich nach den zeichenmäßigen Minimalbedingungen fragen (die sich dann natürlich auch an der sprachlichen Metaphorik messen lassen müssen). Ein Hinweis wird schon mit der Zuteilung der Metapher zur ersten Zeichentrichotomie gegeben, neben zweihellichem Diagramm, analogen Parallelismus: „those which represent the representative character of a representamen by representing a parallelism in something else are metaphors“ (Syllabus 2.277: Bilder hingegen teilen, „partake“, einfache Qualitäten). ‚Etwas anderes‘ bezieht sich wohl auf analog-parallel, aber es heißt eben nicht notwendigerweise, daß zwei semantische Komplexe, die sich einige ihrer Merkmale teilen und so hierin nebeneinander zu stehen kommen, einige ihrer Restmerkmale klonieren. Hausmann selbst merkt an, daß sich Metaphorik im weiten Bereich der „vagueness“ ereignet, deren zeichenmäßige Vollendung eben nicht dem Interpretieren überlassen bleibt (cf 5.505), sondern „it reserves for some other possible sign or exception the function of completing the determination“. So gesehen, wären Metaphern Platzhalter des ‚anderen‘, mit dem eine Semiose weitergeht, und das Absterben einer Metapher wäre umgekehrt das nicht mehr weiter Gehen. – Es geht hier aber darum, daß der Interpretant „must stand in such a relation to it [Object] as the Representamen itself does“ (Syllabus 2.274). Semiose determiniert den Interpretanten, aber hinsichtlich desselben Gegenstands, nicht als total Neues. (Immediate und Dynamic führen hier nicht weiter, weil Zeichen immer das Immediate Object einbinden, das Dynamic Object aber nicht zum Ersatz-Ding an sich hochstilisiert werden sollte.) Hypoikonische Representamina haben, um eine Idee hervorzuufen, alle Erste als Erstheit (aber diese Ersten können wiederum von dreierlei Art sein). Dies heißt aber noch lange nicht, daß es sich hier um Symbole handelt, wie Hausmann suggeriert: „So an Icon may have a degenerate Index, or an Abstract Symbol, for an indirect Interpretant, and a genuine Index or Symbol for an imperfect Interpretant“ (Syllabus 2.294). Dies heißt vor allem, daß hier keine Gründe geliefert werden, die Zeichenrelation also nicht rational ist (cf Syllabus 2.309). Peirce selber gibt ein nettes Beispiel für diese Zeichen: „Consequently, a constituent of a Symbol may be an Index, and a constituent may be an Icon. A man walking with a child points his arm up into the air and says, „There is a balloon.“ The pointing arm is an essential part of the symbol without which the latter would convey no information. But if the child asks, „What is a balloon“, and the man replies, „It is something like a great big soap bubble“, he makes the image a part of the symbol. Thus, while the complete object of a symbol, that is to say, its meaning, is of the nature of a law, it must denote an individual, and must signify a character.“ (Syllabus 2.293) Das Bild ‚Seifenblase‘ ist hier Teil eines Symbols, nur wenn es in sich selber genommen würde, wäre es eine Metapher (ganz im Gegensatz zum Sprachgebrauch). Da dies so ist, würde auch die Einschränkung auf semantische Einheiten-Metaphorik wegfallen, und der Weg wäre wieder frei für rein bildliche Metaphern, die ihrer Natur nach nicht informativ sein dürfen (ganz im Gegensatz zu Hausmanns Behauptung, daß sie „offer insight“ [194]).

*Santaella Braga*, die sich schon seit langem mit semiotischer Ästhetik beschäftigt, gibt einen sehr instruktiven Rekonstruktionsvorschlag der teilweise nicht ausgeführten Ikontheorie Peirces. Unter Zuhilfenahme der Triadizität der Kategorien gelingt es ihr, sechs Ikonizitätsgrade zu identifizieren, vom reinen Ikon (I), das sie in z. T. recht lyrischen Passagen ausführlich beschreibt als quintessenzielle ästhetische Erfahrung, über Wahrnehmung (ununterschiedene II, unterschiedene III), bis zu Hypoikonen (IV, V, VI). Am reinsten als reine Form, ohne jeglichen Zusatz von Interpretation, ist die nächste Ikonizitätsstufe schon ereignishaft erscheinendes, aktuelles Sin-Zeichen. In der Wahrnehmung liegt ein weiterer Grad vor, der immer noch Quali-Zeichen oder degeneriertes Sin-Zeichen ist, jedoch kein Legi-Zeichen. Dazu braucht es schon die bewußte

Reaktion in der Wahrnehmung, die dann ein Wahrnehmungsurteil herbeiführt. Die drei Arten von Hypoikonen wurden schon erwähnt. – Von den übrigen Ikonizitäts-Beiträgen sei noch der *Jappys* erwähnt, der die Brücke schlägt zu zeitgenössischen Ikonismustheorien, die sich fast alle Jakobsons Peirce-Anleihe verdanken. – Es schließen sich noch drei zunehmend abgeleitete (aber nicht deshalb uninteressante) semiotische Problemereiche an: Ästhetik, linguistische Philosophie und Hermeneutik. Der ästhetische Bereich ist weit gespannt von literarischer Narrativität, über Photographie bis zur Musik (der schon erwähnte Howard). Ohne hier in Details gehen zu können, ist eine Beschreibung der Lösungen wenig hilfreich. *Svend Erik Larsen*, um nur einen zu erwähnen, versucht eine (allerdings allzu knappe und unergiebig) „transatlantische“ Auseinandersetzung, über dem literarischen Beispiel zweier Figuren aus shakespeareanischen Dramen, zwischen der Semionarratologie Greimas' und der literarisch angewandten Semiotik Peirces. – Dieselbe Auseinandersetzung beherrscht auch den nächsten Problembereich der linguistischen Philosophie. *Ellen van Wolde* [399–349] erweitert ihre Perspektive, gegenüber einem schon früher publizierten Artikel zu Greimas und Peirce, auf den europäischen Strukturalismus. Sie muß bei diesem großen Überblick allerdings so sehr im Allgemeinen verbleiben, als daß es ihr dann noch gelingen könnte, etwas Falsches zu sagen. *Jørgen Dines Johansen* hingegen versucht einen Vergleich lediglich zwischen Saussure, Hjelmlev und Peirce, wo die Zeichen-Tridadien als Ereignis auslegbar wird und so auch weiter ist als die Hjelmlevsche Zeichentheorie. *Susan Petrilli* und *Augusto Pozzio* bieten ein sehr interessantes Aperçu der mittelalterlichen Semiotik des Petrus Hispanus' Tractatus oder Summule logicales, der auch Peirce bekannt war. – *Daube-Schackat* eröffnet mit seinem Beitrag den letzten Problembereich Hermeneutik, der nicht zuletzt durch Apels Peircerezeption (dazu vor allem Freundschaftsbeitrag) und seit deren Übersetzung durch die angelsächsische Debatte ins breitere Bewußtsein gerückt ist. Letztere Debatte schlägt sich in *Olshevskys* Gegenüberstellung von Gadamer und Peirce nieder, während Daube-Schackat schon in seiner Dissertation der größer-als-vermutbaren Verwandtschaft zu Husserl nachgegangen ist.

Dieses Buch signalisiert das Ende der Morris'schen Ansicht, die Peirces Zeichentheorie als Erbin einer ganzen philosophischen Tradition einschätzt und gleichzeitig den radikalen Umbruch im Zeichenverständnis zu übersehen geneigt war. Allgemein kann man dem Band bescheinigen, daß er, bis auf streckenweise Ausnahmen, recht sorgfältig gemacht wurde und wenig sinnstörende Fehler enthält (auf S. 13, wie auch anderswo, stimmen Referenz und Bibliographie nicht überein, z. B.). Wünschenswert wäre gewesen (auf Kosten der Fotokopierbarkeit allerdings!), die redundanten Bibliographien der einzelnen Artikel in einer globalen zusammenzuführen. Ferner wird leider nicht bei allen Autoren der Brauch durchgehalten, die Collected Papers mit Jahreszahl oder Werk zu zitieren. J. EHRT S. J.

SIEG, ULRICH, *Aufstieg und Niedergang des Marburger Neukantianismus*. Die Geschichte einer philosophischen Schulgemeinschaft (Studien und Materialien zum Neukantianismus 4). Würzburg: Königshausen & Neumann 1994. 582 S.

Das Ziel der vorliegenden Studie ist eine „historische Gesamtdarstellung des Marburger Neukantianismus“ (ebd.), welche die Zeit von 1866 bis 1918 umfaßt. Ein besonderes Augenmerk richtet der Autor dabei auf die lokale Universitätsgeschichte und rückt in diesem Zusammenhang Professorengehalt in den Blick, denen man bislang nur wenig Interesse entgegengebracht hat, die aber „als Zeitgenossen und Gegenspieler für das Verständnis des Marburger Neukantianismus unentbehrlich“ (18) sind. Außerdem setzt er sich auch „die Aufarbeitung des spezifisch jüdischen Anteils in der Geschichte des Marburger Neukantianismus“ (21) zum Ziel. – Die Untersuchung beginnt mit Ausführungen über die Entstehung und Etablierung der neukantianischen Philosophie in Marburg (25–123). Daran schließt sich ein umfangreicher Teil über die Blüte und Krise des Marburger Neukantianismus (125–355) an. Schließlich werden Niedergang und Ende des Marburger Neukantianismus beschrieben (357–469). – Die wichtigsten Resultate der Untersuchung lassen sich so zusammenfassen:

Nach dem Zusammenbruch des Idealismus geriet die Philosophie in eine tiefgehende